

Stephan
Abarbanell

Paula oder
Die sieben
Farben der
Einsamkeit

Stephan
Abarbanell

Paula oder
Die sieben
Farben der
Einsamkeit

Roman

Blessing

Dies ist ein Roman. Mit Ausnahme einiger historisch belegter Personen, die ihren wirklichen Namen tragen, sind die geschilderten Personen, Namen, Episoden und Ereignisse vom Autor erfunden.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage, 2024

Copyright © 2024 by Stephan Abarbanell

Copyright © 2024 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Umschlagabbildung: © Hajna Nemeth/Arcangel;

© Finn Stock/Shutterstock.com

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-757-0

www.blessing-verlag.de

Für Noa, Jonah und Jakob

I

In den Morgenstunden schlugen die Hunde an.
»Das war's«, sagte sie.

Es müsste ein Wunder geschehen, damit sie noch einmal in den Schlaf finden würde.

Aber Wunder gab es nicht. Oder ihre Zeit war abgelaufen. Sie hatte es nur zu spät bemerkt.

Sie sank zurück auf die Kissen und lauschte. Mit einem Quietschen öffnete sich die Fliegentür, fiel, wumms, zurück ins Schloss. Auch ihn hatten die Hunde geweckt. Seit sie denken konnte, hatten sie und ihr Mann getrennte Schlafzimmer, ob in der Stadt oder hier am Ende der Welt.

Sie sah ihn vor sich, wie er vor dem Haus unter dem Wüstenhimmel stand, die schlackernden Gummistiefel an seinen nackten Füßen, das Hemd über der Hose, die Haare links und rechts am Kopf bettzauselig in die Höhe ragend, ein Wald voll weißer Antennen (wenn es denn so etwas gäbe). Das blauschwarze Firmament und der Schattenriss der fernen Berge machten ihn noch kleiner, als er ohnehin schon war.

Manchmal tat er ihr leid. Eine Empfindung, die er als unpolitische Gefühlsduselei abgetan hätte.

»Die Zeiten, in denen Juden auf das Mitleid anderer

angewiesen waren, sind ein für alle Mal vorbei«, hätte er gesagt, für einen Moment wieder ganz der Staatsmann.

Noch war es dunkel. Unter der im Mondlicht schimmernden Glasplatte des Tisches hatte sie die Bilder ihrer Liebsten ausgelegt, ihre Tochter Geula, ihr Sohn Amos (einmal als Baby, einmal in Uniform) und die Jüngste, Renana, alle in Schwarz-Weiß. Dazu die Enkel.

Als würden die Lebenden eine Tote bewachen, hatte sie einmal zu Amos gesagt und sich über die Bitterkeit in ihrer Stimme gewundert. Oder als müsse sie sich beim Erwachen jeden Tag wieder vergewissern, dass es ein Leben mitten im Leben einmal gegeben hatte. Auch für sie.

Einen Schrank, einen Tisch, zwei kleine (eigentlich nie genutzte) Sessel und das Bett hatte sie in ihrem Zimmer zugelassen. Und einen alten, durch viele Leben mitgeschleppten halbseitig aufklappbaren Frisiertisch mit greisenhaft dünnen Beinen, der in dem kleinen Raum einen letzten Auftrag als Nachttisch übernommen hatte, Tag und Nacht in weltvergessener Untätigkeit neben ihrem Bett verharrend. Ein Privileg, das sie nur den Dingen zugestehen konnte, niemals sich selbst. So alt sie auch war.

Das Haus eine Hütte aus Holz, umgeben von der Wüste und dem weiten, schattenlosen Land. In den Nächten, wenn die Hunde am Rande des Kibbuz schliefen, spürte sie die Stille wie eine kalte Hand auf ihrer Haut.

Sie tastete durch das Dunkel nach der schweren schwarzen Brille, bekam sie zu fassen, schob sie sich auf die Nase.

»Sehen aus wie zwei beschwipste Quallen im Toten Meer«, hatte sie einmal zu Geula gesagt und vor dem Spiegel ihre Augen hinter den dicken Gläsern betrachtet. Wenige Wochen vor ihrem siebzigsten Geburtstag, als es

ihr noch besser ging oder sie sich es zumindest noch einreden konnte.

»Ima, im Toten Meer gibt es keine Quallen«, hatte ihre Tochter geantwortet.

»Dann eben das Schwarze Meer, wenn dir das so wichtig ist.«

Die phosphorgrünen Finger über den matt leuchtenden Ziffern des Weckers salutierten, meldeten kurz nach vier. Es war Mai, und doch waren die Nächte kühl, ein Fuß lugte unter der Decke hervor, sie zog ihn zurück in die schützende Höhle.

Von den Hunden kam nur noch ein Jaulen. Meist waren es ohnehin nur sich der Siedlung nähernde, Nahrung witternde Schakale, die die Hunde anschlagen ließen.

Die jungen Leute würden weiterschlafen in ihrer aus dünnwandigen Hütten zusammengeschüttelten Siedlung, von der aus sie die den Kibbuz umgebende Wüste in ein Eden verwandeln wollten. Neues, fruchtbares Land sollte unter ihren Händen entstehen, der Natur abgerungen. Und sie mitten unter ihnen.

Sie hatte mit dieser letzten Wendung ihres Lebens nicht gerechnet, war nach ihrem Umzug in die Wüste in das, was die Menschen Alter nennen, lautlos hineingeschlittert. Niemand hatte sie gewarnt. Auch nicht ihre innere Stimme, auf die bislang Verlass gewesen war.

Wie sollte man auch erkennen, was man nicht kennt?

Wenn sie die Hütte verließ, kam es ihr immer öfter so vor, als sei sie ein aus der Zeit gefallenes Faktotum, ein *spuk* unter all den biegsamen, sonnengebräunten, von der

Arbeit und der Zukunft geformten Körpern. Ohne diesem neuen Seelenzustand schon einen medizinisch fasslichen, gar scharfkantigen Namen geben zu können, was sie manchmal ebenso bedrängte wie der noch namenlose Zustand selbst.

Bis auf die Zeiten mit Shoshana, mit ihr war es etwas anderes.

Jedes Mal, wenn sie an die Neue in Sde Boker denken musste oder hoffte, sie noch einmal wiederzusehen, spürte sie, wie ihr Herz höherschlug.

Aber auch dieses Wunder würde verblassen. Jeden Tag erwartete sie, dass die Hütte am Ende des Dorfes verlassen wäre, vielleicht von neuen Pionieren bewohnt, und Shoshana endgültig gegangen.

Es war nicht ihre Idee gewesen, in diesen menschenleeren Teil des Landes zu ziehen, der weit über die Hälfte des von löcherigen Grenzen umschlossenen Staatsgebietes ausmachte.

Sie wohnten in Tel Aviv, als sie ihren Mann in seinem Arbeitszimmer im ersten Stock ihres Hauses aufgesucht hatte, gelegen am von knorpeligen Bäumen gesäumten, aufs Meer zuführenden Keren-Kayemeth-Boulevard im Norden der Stadt. Nicht weit von der sich mit jedem Sommer mehr und mehr aufrüschenden Strandpromenade entfernt. In den Nächten lauschte sie hinter dem halb geöffneten Fenster ihres Zimmers dem leisen, einem geheimen Taktstock gehorchenden Kommen und Gehen der Wellen; es erfüllte sie mit einer ziellosen Sehnsucht, und sie sah sich mit Sonnenhut und wehendem Schal an der Reling eines Ozeandampfers stehen und in die verheißungsvolle Ferne blicken.

Er sah auf, als sie ihm eine Karaffe mit Wasser und ein Glas hinstellte. Sie konnte in seinen Augen lesen, dass er etwas auf dem Herzen hatte, oder besser: wieder einmal in ihm etwas gärte, was sie (oft mit dunklen Vorahnungen) seine *Ideen* nannte. Was würde es diesmal sein?

Noch war im Raum alles wie immer, und sie hätte diesen Moment der (ja, trügerischen) Stille gern festgehalten. Notizbücher, empfangene oder niemals abgeschickte Briefe bedeckten seinen Schreibtisch, dazu Bücher, Landkarten, Broschüren, Pamphlete, Kampfschriften, Akten, Fotobände und wie immer die neueste Ausgabe des Katalogs der Oxforder Buchhandlung Blackwell, bei der er oft und zu viele Bücher bestellte, meist hinter ihrem Rücken und mit Geld, von dem sie nicht wusste, wo es herkam. Kaum eine freie Fläche war zu erkennen, sie fragte sich wieder einmal, wo er eigentlich schrieb, wenn er schrieb.

Das ihm angetragene Projekt, eine Schreibmaschine zu bändigen und für den Zweck des Verfertigens von Sätzen zu nutzen (hatte sie ihm einst doch eine schwarze, eigentlich jeden Textbesessenen demütig werden lassende amerikanische Underwood-Maschine ins Haus geschleppt), war umgehend gescheitert. Nach wenigen Tagen entdeckte sie das Gerät, einem sterbenden Tier gleich, auf dem Boden unter einem großen Karton wieder. Sie hatte die Maschine daraufhin einer jungen Mitarbeiterin Ben-Gurions gegen Abtransport überlassen mit der Auflage, gelegentlich für sie Schreibarbeiten zu übernehmen. Gekommen war es dazu nie.

Nur ein menschliches Wesen hielt sich aufrecht und erhobenen Hauptes in den weißen Wogen aus Papier, der große (und von ihm fast kindlich verehrte) Albert Einstein,

in einem hölzernen Bilderrahmen hinter Glas in Sicherheit gebracht, mit ergrauernder Mähne die längst weiße Mähne Ben-Gurions betrachtend, wenn dieser sich an den Schreibtisch setzte. Und stets vor seinen wachen Augen das, was einem geordneten Geist wie dem seinen einem Verrat an der Schönheit des von ihm entschlüsselten Kosmos gleichkommen musste.

Dann kam, was kommen musste, wenngleich sie mit der Größe und Wucht dieser neuen *Idee* nicht gerechnet hatte.

»Das ist es«, sagte er und hielt eine von ihm mit dünnem Bleistift angefertigte Skizze über Einsteins Schopf hinweg in die Höhe.

»Was soll das sein?«

Sie trat näher. Auch wenn sie die Ahnung überkam, dies könne der Grundriss eines Hauses sein (und nicht, wie sie für einen Moment hoffte, der Schaltkreis einer neuartigen Waschmaschine oder der Konstruktionsplan für ein Gerät zur Herstellung von Kunstdünger), beschloss sie, sich für einen weiteren rettenden Moment unwissend zu stellen.

»Kann nichts erkennen, was der Rede wert wäre«, sagte sie.

»Das ist unser Haus.« Noch immer hielt er das Papier in die Höhe.

Sie schob die Brille hoch, beugte sich über den Zettel, den ihr Mann jetzt vor sich auf den Tisch legte und mit der flachen Hand glatt strich.

»Ich sehe kein Haus«, sagte sie (auch wenn es nicht stimmte). »Und wenn da eines sein soll, möchte ich darin nicht wohnen.«

»Es wird dir gefallen.«

»Es gefällt dir. Alles, was ich auf dem Zettel mit etwas Fantasie ausmachen kann, ist ein Arbeitszimmer und eine Bibliothek. Und ein paar Hühnerkäfige drum herum.«

Vielleicht sollte sie einfach wieder gehen, hielt aber noch einmal inne.

»Wo soll denn dieses Haus stehen?«

Er schien auf dieses Stichwort gewartet zu haben.

»Im Negev, unserer Wüste.«

»Nix da.«

Aber jetzt war er bei seiner Sache, und wie ein Flugzeug, das ab einem bestimmten Punkt den Start nicht mehr abbrechen kann, trug es auch ihn, wieder einmal den Auftrieb einer *Idee* unter den Flügeln seines Geistes (und seines unbändigen Willens), in die Höhe und von ihr davon.

»Die Zukunft des Landes liegt genau dort, in der Wüste. Wir werden einen Garten daraus machen. Der Kibbuz Sde Boker nimmt uns auf. Nur noch Paula und David werden wir dort sein, Gleiche unter Gleichen. Wir werden auf dem Land arbeiten und für alle jungen Leute ein Beispiel sein.«

»Ich will aber kein Beispiel sein«, sagte sie.

In nahezu jedes Land hätte man sie schicken können, solange es über fließend Wasser, Heizungen, Kühlschränke und eine vernunftgesteuerte Regierung verfügte (also eigentlich keines). Aber nicht in die Wüste. Und nicht in einen Kibbuz am Ende der Welt, wo es im Winter kühl und im Sommer zu heiß war, wo sich Schakal und Geier Gute Nacht sagten und ihre Kinder und Freunde fern waren.

»Noch bist du der erste Angestellte dieses Landes.«

Sie wusste, es war der Versuch eines letzten Ausfallschrittes.

»Mit dem Regieren bin ich durch. Ich will nicht mehr. Dort liegt mein Rücktrittsschreiben«, sagte er und wies mit dem Finger auf ein Papier, das er neben dem Schreibtisch auf einen Stuhl gelegt und mit drei wund gelesenen Bänden von Heinrich Graetz' elfbändiger *Geschichte der Juden* beschwert hatte (von denen er immer einmal wieder Exemplare als Briefbeschwerer oder Türhalter durchs Haus schleppte, irgendwo deponierte und dann ihren Ort vergaß).

»Ohne mich«, sagte sie und machte auf dem Absatz kehrt.

Er seufzte, faltete das Papier wieder zusammen, und doch war ihr klar, für ihn war die Sache beschlossen.

In den vergangenen Wochen hatte sich in ihrem Inneren ein Wort eingeschlichen, das zu bannen ihr nicht mehr gelingen wollte: Verrat.

Verrat an sich selbst, an ihren Kindern, ja, an der Frau, die sie einmal gewesen war. Sie hatte am Ende (wieder einmal) Ja gesagt, wo sie hätte Nein sagen sollen.

Wann hatte all das begonnen? Und warum drang all das Gewesene, Vergangene, Nicht-mehr-Veränderbare gerade jetzt mit solcher Vehemenz auf sie ein, in dieser späten Etappe, dem Epilog ihres Lebens? Einer Phase, in der sie sich – ja, sie! – plötzlich wehrlos fühlte wie kaum zuvor. Oder war diese Empfindung nur als ein Warnzeichen zu lesen, gab es einen Weg hinaus, den zu finden es noch immer möglich war? Aber wohin würde er sie führen?

Sie hätte vielleicht die Zeichen früher lesen sollen.

Es war kaum eine Woche her, da war sie nach einer weiteren schlaflosen Nacht vor dem Telefon im Flur hin- und hergelaufen, hatte schließlich die Nummer gewählt, die ihr als erste einfiel. Sie hätte jedes ihrer drei Kinder anrufen können, auch Amos oder Renana. Aber es war Geulas Nummer, die sie wählte, und während sie darauf wartete, dass ihre Älteste abnahm, wurde ihr klar, dass es kein Zufall war. Bei jedem anderen hätte sie einen Grund nennen müssen, warum sie so mitten am Tag zum Hörer griff (wo sie doch das Telefon, von den Kibbuzniks hier draußen immer noch als Segen gefeiert, inzwischen als »eine Erfindung zu viel in meinem Leben« bezeichnete).

Sie hätte keinen nennen können. Oder wenn doch, hätte sie vielleicht nicht wieder aufhören können zu sprechen.

»Schalom«, hörte sie nach einem Knacken am anderen Ende der Leitung.

Sie spürte einen Kloß im Hals.

Als sie nicht sofort antwortete, sagte Geula:

»Ima? Bist du es?«

»Dich wollte ich eigentlich gar nicht anrufen«, sagte sie.

»Wen denn?« Wieder die vertraute Stimme, gefolgt von einem kurzen Lachen.

»Rahel, ich wollte sie nach einem Rezept fragen ... aber jetzt, wo ich dich ...«

Sie brach ab, hörte nur das dunkle Surren der Leitung.

»Ist alles in Ordnung, Ima?«

Dann hatte sie den Moment verpasst, für den sie doch zum Hörer gegriffen hatte.

»Ja, mein Kind. Alles ist in Ordnung«, hörte sie sich sagen.

Sie hob den Kopf, lauschte. Noch immer war ihr Mann nicht zurück. Sollte sie aufstehen und ihn wieder in sein Zimmer lotsen? Aber es war klüger, mit der ihr verbliebenen Kraft hauszuhalten. Der Tag würde noch lang werden.

Die Hunde hatten sich endlich beruhigt. Warum kam er nicht wieder ins Haus? Vielleicht würde sie dann doch noch einmal Schlaf finden.

Wumms. Die Tür. Er werde die Haustür ölen, hatte er immer wieder gesagt, die Feder nachjustieren, heute noch. Heute noch, nur nicht heute. Sie hätte die Sache selbst in die Hand nehmen sollen. Dann Schritte im Flur. Der Klo-deckel ging hoch. Sie hörte die Spülung, den Wasserhahn. Den schlurfenden Schritt.

Sie drehte sich auf die Seite, jetzt zur Wand hin, eine Hand nach vorne gestreckt, als fände sie dort Halt.

»So ein Quatsch«, dachte sie noch. Dann war sie wieder eingeschlafen.

Gegen sechs wachte sie wieder auf. Zwei Traktoren verließen mit scheppernden Anhängern den Hof. Aus dem gemeinschaftlichen Speisesaal wehte der Geruch von schmalbrüstigem Kaffee und gebratenen Eiern herüber. Im Haus war es noch still und kühl. Die Sonne kletterte am Fenster hoch, zeigte sich hinter den Vorhängen, es war Anfang Mai, an sich die schönste Zeit des Jahres.

An sich.

Sie hätte sich auf die Zehenspitzen stellen müssen, um aus dem Fenster blicken zu können. Aber dazu hieß es: aufstehen. In ihrem Haus waren die Fenster höher angebracht als in all den anderen Häusern im Kibbuz. Jehoshua, Ben-Gurions

Bewacher, und die Leute vom Ministerium und der Polizei hatten das festgelegt, niemand sollte hineinblicken können. Zu ihrem Schutz, hatten sie behauptet.

»Hätte man auch ein Gefängnis draus machen können«, hatte sie zu ihrem Mann gesagt, an jenem Tag vor vielen Jahren, als sie das erste Mal vor dem noch im Bau befindlichen Haus gestanden hatte, wenige Wochen vor dem ersten Umzug und den langen Monaten der Einsamkeit. Bis es Ben-Gurion doch wieder nach Tel Aviv zog, er erneut die Regierung übernahm.

Sie schlug die Decke zurück, mit etwas zu viel Schwung, aber mit weniger Effet wäre die Decke liegen geblieben, und sie auch.

Irgendwann hatte sie für sich die Regel aufgestellt, nicht nach Wecker und selbst gesetzten (und damit nach Willkür riechenden) Zeitvorgaben aufzustehen, sondern nur einer einzigen zu folgen, nämlich vor ihrem Mann in der Küche zu sein

»Mit mindestens einer sollte man den Tag beginnen, sonst wird er nichts«, hatte ihre Antwort gelaftet, wenn jemand sich bei ihr (mitleidig oder bewundernd) nach dieser ersten Regel des Tages erkundigte. Wobei sie das Mitleid stets für schlecht getarnte Verachtung hielt, Bewunderung hingegen grundsätzlich für eine Lüge oder bestenfalls für Berechnung.

Niemand bewunderte sie, und sie bewunderte niemanden. Das war die Wahrheit.

Nur hatte diese Regel, die über so viele Jahre nichts von ihrer Macht eingebüßt hatte, so als hätte sie sich ein für alle Mal in Körper und Seele und diesem ganzen Kuddelmuddel dazwischen eingebrannt, in letzter

Zeit zu schwächeln begonnen. Um es genauer zu sagen: Sie kam morgens nicht aus dem Bett. Oder nur mit einer Kraft, von der sie sich fragte, wo sie zukünftig noch herkommen sollte.

Sie stellte beide Füße parallel auf den Boden. Immerhin, sie saß. Im Zimmer nebenan war noch Stille. Jetzt vernahm sie das Klappern von Geschirr, hörte in der Ferne Stimmen, Lachen. Die Leute, die aufs Feld hinausgingen, hatten ihr Frühstück beendet und brachen auf.

Im Anschnitt entdeckte sie ihr Profil in dem aufgeklappten kleinen Spiegel des Frisiertisches. Er war ein Witz gegenüber dem großen Spiegel in ihrem Elternhaus, damals in Minsk.

»Bin ich schön?«, hatte sie eines Abends Raisa, ihre ältere Schwester, gefragt und sich mit klopfendem Herzen im Schlafzimmer ihrer Eltern in dem neuen Kleid vor dem großen Spiegel gedreht. (Für sie war es neu und aufregend gewesen. Für Raisa, die in den vergangenen Monaten unaufhaltsam gewachsen war, war es das alte; Mutter hatte Raisas Kleid an sie, die jüngere, brillenschlangige Penina, weitergereicht.)

Die Fahrt zum Fest im Haus von Onkel Mordechai war nicht weit. Die Juden in Minsk wohnten dicht beieinander. Es war vom Staat festgelegt, wo Juden sich niederlassen durften, vor allem in den Städten des Landes. Selbst bei größeren Festen trafen meist Juden nur auf Juden.

Onkel Mordechai war zu Geld gekommen und hatte ein großes Haus. Musiker würden auftreten, der Onkel würde eine seiner schwermütigen Reden über das Leben und die Zukunft der Juden in Weißrussland und seiner Hauptstadt Minsk halten, es würde trotz des Onkels

düsteren Prophezeiungen viel gelacht werden und an einer langen Tafel Dinge zu essen geben, die sie noch nie gekostet hatte. So jedenfalls hatte Raisa sie auf das Ereignis eingestimmt und sich nach dem Ankleiden neben sie vor den Spiegel gestellt.

»Das Kleid steht dir besser als mir«, sagte sie und betrachtete ihre jüngere Schwester. »Dreh dich einmal.«

Sie tat es und machte am Ende einen Knicks oder was sie dafür hielt. Sie stemmte die Arme in die Taille. Ihre Wangen glühten.

»Vielleicht bekomme ich auch so schöne Brüste wie du. Wenn ich es nur häufig genug trage«, sagte sie.

»Ach, Peni, wünsch dir was Besseres.«

Sie ging näher an den Spiegel heran, schob die aus Draht gefertigte Brille zurecht.

»Wenn nur dieses Miststück nicht wäre. Ein Stacheldraht mitten in meinem Gesicht.«

Es war die Zeit vor dem Aufbruch, Dimitri würde bereits vor dem Haus angespannt haben. Aus dem Flur wehte das Eau de Toilette ihrer Mutter herein, sie hörte, wie sie der Kinderfrau für die kleinen Geschwister, die zu Hause bleiben würden, letzte Anweisungen gab. Vater war schon auf dem Weg nach unten.

Vor ein paar Tagen noch hatte er beim Onkel für die Familie Munweis, für sie, ihre Eltern und die beiden Töchter, absagen wollen. Es hatte wieder Pogrome gegeben, diesmal in Gomel, Retschyza, Orscha, Polozk und sogar in Minsk. Juden wurden geschlagen, aus ihren Häusern gezerrt, auf offener Straße ermordet. Er wollte die jüngeren Kinder nicht im Haus mit der Behüterin allein lassen, auch die Aussicht auf die nächtliche Heimfahrt hatte ihm nicht behagt.